

Überlegungen zum Umsetzen von Traditionen in Kirche und Orden

Peter Lippert C.Ss.R., Hennef/Sieg

0 Vorbemerkung

Hier möchte ich einige Gedanken festhalten und zur Diskussion stellen, die ein sinnvolles, zielstrebiges, ein kritisches, aber auch nicht allzu turbulentes Umgehen mit Traditionen und deren Umsetzung in die Gegenwart und Zukunft betreffen.

1. Grundoption

Man kann wohl gegenüber der eigenen Geschichte und der jeweiligen gemeinschaftlichen Vergangenheit einige Grundtypen des Verhaltens unterscheiden:

- das unveränderte Festhalten und Festschreiben;
- das Aussondern und Beiseiteschieben;
- das einführende und zugleich kritische Lesen und anverwandelnde Umsetzen.

Die hier vorgelegten Überlegungen sind ein Plädoyer für die zuletzt genannte Haltung. Dabei geht es mir nicht darum, eine bestimmte Epoche oder Äußerungsform der Tradition für kanonisch zu halten wie es etwa die Antike in der Kunst der Renaissance oder Thomas und seine Schule in der offiziellen Theologie des 19. Jahrhunderts waren. Eine solche Art der Rezeption von Traditionen hätte bei vielen aus der jüngeren Generation von Theologen, Priestern und Ordensleuten nicht nur keine Chance, sie kann auch theologisch keine Argumente für sich beibringen. Um derlei geht es heute sicher nicht (mehr).

Was zur Debatte ansteht, und was wirklich bedacht werden sollte, ist die Alternative zwischen zwei Optionen. Die eine geht prinzipiell vom Gegenwärtigen (Denkkategorien, Lösungsbeispielen, Leitvorstellungen) aus, weil sie dies für allein plausibel, für allein den heutigen Fragen und Anliegen der Menschen entsprechend, aber auch für ausreichend hält.

Die Option, für die ich plädiere, ist zwar auch von der Neuheit vieler Situationen und Anliegen durchdrungen. Sie hält aber dafür, daß gerade im Dienst am Heute gute Lösungen eher gefunden werden können, wenn man *auch* danach fragt, welche Antworten in welchen Situationen in der geistlichen und intellektuellen Tradition gesucht oder gefunden wurden.

Diese Option ist überzeugt davon, daß es bei aller Verschiedenheit von Situationen das völlig Neue doch nicht einfach ohne Ähnlichkeiten zu Früherem gibt; daß diese Entsprechungen desto deutlicher werden, je tiefer die Fragen und Probleme sind, um die es geht, und daß die Tradition reicher und hilferei-

cher ist als dies auf den ersten Blick zu erwarten wäre, wenn sie einführend und kritisch gelesen und kreativ umgesetzt wird. Denn um nicht weniger muß es bei diesem Vorhaben gehen als um das, was Goethe formuliert hat: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Zu diesem Vorhaben wollen die folgenden Überlegungen ein Beitrag sein.

2. Veranlassungen zu diesen Überlegungen

2.1 Es gibt ein weit verbreitetes Gefühl der Ungeborgenheit und des Orientierungsmangels

Einerseits ist allüberall ein Gefühl der Ungeborgenheit und des Orientierungsmangels sowie der Ziellosigkeit festzustellen. Das will nicht heißen, daß jeder einzelne ständig von solchen Gefühlen geprägt sei, wohl aber, daß sie stärker sind als noch vor ein paar Jahrzehnten, und daß sie stärker auftreten als in ideell geschlossenen Kulturen. Das antwortende Gefühl auf diese Stimmungslage heißt für viele Menschen: Nostalgie als Sehnsucht nach einer früheren, meist unkritisch verklärten und angeblich guten alten Zeit – gerade Gruppen, die sich selbst „kritisch“ und progressiv einschätzen, artikulieren solche Gefühle oft sehr stark. Nicht identisch, aber verwandt damit ist der Wunsch nach einem festen Halt, nach „guidelines“, Leitfäden und starken Leiterpersönlichkeiten.

2.2 Unverständnis und Unkenntnis der Tradition

Andererseits gibt es nicht selten, auch bei jüngeren Priestern und Ordensleuten, gelegentlich auch in geschriebener Theologie, nicht selten ein gewisses Unverständnis der Tradition¹. Dieses rührt wohl hauptsächlich aus einem Mangel an Vertrautheit mit traditionellen, z. B. scholastischen, Denkkategorien, aber auch mit deren oft aktuellen oder sehr grundsätzlich überzeitlichen Anliegen her. Gelegentlich kann man theologischen Argumentationen ein völliges Fehlen dieses gedanklichen Hintergrundes anmerken. Dabei ist es doch bereits empirisch so, daß Traditionen ein Erfahrungsschatz sind, der in bestimmten Situationen abgerufen werden kann; mag sein, daß vielleicht jetzt dieses oder jenes Element von Tradition nicht akut notwendig erscheint, es kann dies aber morgen der Fall sein. Geschieht eine auf das Jetzt gerichtete Reflexion dazu noch in einem Glaubenskonzext, der sich auf einen verbindlichen Ursprung beruft, so wird ein achtloses Beiseitelegen von Traditionen, „weil das heute doch alles anders gesehen wird“, doppelt problematisch.

1 Mit Tradition meine ich hier das Gesamt des geistig-religiösen Erbes. Damit kann je nach dem Zusammenhang einmal mehr die paradosis des Glaubens schlechthin gemeint sein, ein anderes Mal mehr die traditiones, die sich eher auf die Gestaltgebung des Glaubens beziehen, deren Diskutierung also „ungefährlicher“ ist – nur kommt eine solche Unterscheidung im gelebten Leben vieler Menschen nicht vor. Darum auch verwende ich den Begriff bewußt auf „unscharfe“ Weise.

2.3 Die Orden sind besonders betroffen

Das ganze Problem der Umsetzung von Traditionen stellt sich bei Orden in pointierter Weise dar. Das Konzil hatte zu solch kritischer Neurezeption der eigenen Traditionen nicht nur ermutigt, sondern verpflichtet. Dabei ist der Gedanke der Revision von Regeln, die schließlich manchmal wie heilige Texte behandelt wurden, etwas durchaus Revolutionäres. Viele Orden haben sich, zunächst vielleicht mehr im Gehorsam, dann aber oft mit ernstem Engagement und oft mit beachtlichen inhaltlichen Erfolgen, an die Sichtung, Auseinandersetzung und Umsetzung ihrer Traditionen gemacht.

Die in wichtigen kirchenamtlichen Dokumentationen gewiesene Aufgabe, bei der Erneuerung der Orden auch die Absichten der Gründer einzubeziehen, verstärkt zusätzlich die Aufgabe, möglichst kenntnisreich, umsichtig, kritisch und innovativ mit der Tradition umzugehen.²

Dabei sind manche Ordensgemeinschaften nicht nur gelegentlich „von oben“, sondern auch von wohlmeinenden Freunden ihrer Gemeinschaften nicht nur vor auch möglichen Torheiten bewahrt worden, sondern in ihrer Erneuerung behindert worden, weil Freunde oder ehemalige Internatsschüler/innen um *ihr* Bild vom geliebten Orden fürchteten. Und schließlich hörte man wie auf manchen anderen Gebieten (Liturgiereform, Priesterausbildung) in letzter Zeit nicht selten die Sentenz und Auffassung, die Zeit der Experimente sei nun vorbei, und es gelte, wieder zu stabilen Regeln zu finden. Dabei scheint die Vorstellung vorzuherrschen, die allgemeinen soziokulturellen Wandlungs- und Umbruchprozesse, die ja erst zu den kritischen Reformen führten, seien jetzt ebenfalls abgeschlossen.

Diese Auffassung hat freilich darin ihr Recht, daß sich auf Grund der vorausgelaufenen Entwicklung der Gesellschaft in der Kirche sicherlich ein Nachholbedarf an Aggiornamento gebildet hatte. Dieser Stau an überfälligen Erneuerungen mag jetzt abgebaut sein.

Aber damit ist die Aufgabe einer fortgesetzten Erneuerung nicht vom Tisch. Denn zunächst ist manches noch nicht genügend ausgereift, und es ergeben sich immer neue geistliche und gesellschaftliche Aufbrüche, die immer neue Suchhaltungen nötig machen, ja jede Generation empfindet wieder etwas anders als die vorhergehende.³ Kurz, man wird wohl überlegen müssen, ob z. B.

2 Die genannte Forderung, die u. a. in PC 2d und in CIC 578 begegnet, ist bei näherem Zusehen nicht so rückwärtsgerichtet wie das zunächst aussehen mag. Sie kann nämlich bei umfassendem Verständnis auch jene Aspekte des Stifterwillens einschließen, die zu realisieren ihm/ihr seinerzeit verwehrt waren. So können diese Impulse gerade als je neue „Rélecture“ der Anfänge kritische Kraft freisetzen.

3 Es ist vielleicht eine der Konzilsaussagen, die übersehen oder in ihrer Tragweite unterschätzt werden, welche die Pastoralkonstitution in Nr. 4 macht. Dort wird gesagt, es ob-

die Ordensreform und die Aufgabe, Traditionen umzusetzen, nicht zu einer Daueraufgabe geworden ist. Diese muß gewiß in ein ruhiger strömendes, kontinuierliches Fahrwasser kommen, aber stillstehen dürfte sie nicht, wenn anders die Orden noch jener vierfachen Treue genügen sollen, die in einem Papier der Religiosenkongregation auf so überzeugende Weise angesprochen worden war: die Treue zum Menschen von heute (eben des immer neu sich zeigenden Heute) steht hier, neben der Treue zu Christus und seinem Evangelium, zur Kirche und ihrer Sendung, zum Orden und seinem Charisma, an hervorgehobener Stelle.⁴

Um diesem Prozeß des Umsetzens zu dienen, sollen hier einige Schritte skizziert werden, wobei zunächst die Zugänge skizziert werden (3.), danach einige Versuchungen zur Sprache kommen (4.); es wird auf typische Sackgasen aufmerksam gemacht (5.), die unvermeidlichen methodischen Schwierigkeiten des Umsetzenwollens werden genannt (6.), schließlich wird eine Richtung für künftiges Handeln skizziert (7.). Dabei brauchen die Einzelelemente dieser Zusammenschau, da sie weitherum vielfach bedacht und bekannt sind, nicht ausführlich behandelt zu werden.

3. Zugänge

Mit diesem Wort meine ich vor allem jene Denkkategorien und Leitvorstellungen, die uns in das Thema selbst, die Umsetzung und kritische, schöpferische Aneignung von Traditionen, einführen können.

3.1 Das Lesen der Zeichen der Zeit

Wenn es auch keine ausdrückliche, biblische Textgrundlage für diese Formel gibt,⁵ so hat sich doch die Redeweise, die vom Konzil gebraucht wird,⁶ erstaunlich schnell und mit viel Zustimmung durchgesetzt. Die Aufgabe, aus der jeweiligen Zeitsituation – genauer: *auch* aus ihr – den konkreten Willen Gottes zu finden, wird wohl kaum irgendwo grundsätzlich bestritten.

liege der Kirche *allezeit* die Pflicht, die Zeichen der Zeit zu *erforschen* und sie im Licht des Evangeliums zu *deuten*, damit sie so die *ewigen* Fragen der Menschen nach Sinn auf eine *jeweils einer Generation* zugängliche Weise beantworten könne.

4 Das Ordensleben und die Förderung des Menschen, abgedruckt in Ordens-Korrespondenz 22 (1981) 251–275, hier 262.

5 Bei Mt 16,3, wo die Ausdrucksweise allein innerhalb des NT vorkommt, hat sie einen anderen Sinn; sie bezieht auf das Unvermögen, trotz gegebener Zeichen den Messias zu erkennen, obwohl sonst Zeichen (etwa des Wetterumschwungs) von ihnen gesehen und richtig gedeutet werden.

6 Es ist wohl kein Zufall, daß von der Pastoralkonstitution der Matthäustext nicht als Beleg zitiert wird.

3.2 Die Aufgabe ist mühsam, aber unabweisbar

Aber die Aufgabe ist in ihrer Durchführung so mühsam, der daraus sich ergebende Dissens kann so belastend sein, daß nicht selten gern darauf verzichtet wird. Dabei geht es den Konzilstexten in den Abschnitten 4–11 von „Gaudium et spes“ sicherlich darum, darzutun, wie unabweisbar diese Aufgabe ist.

Diese Wichtigkeit erfährt noch dadurch Verstärkung, daß nüchterne Erfahrung und biblische Weisung gleichermaßen auf die tiefe Ambivalenz des Welt-daseins als Vermittlungsinstanz zu Gottes Willen und zur Begegnung mit ihm verweisen. „Vox temporis, vox Dei“. Ja, aber nicht auf einfach wahrnehmbare Weise. Hier ist nicht weniger gefordert als ein geistliches Unterscheiden. Es geht um die Bereitschaft zu solchem Umsetzen, das ja immer den Abschied von eigenen Lieblingsvorstellungen einschließen kann und das daher nur auf der Basis einer gelebten Spiritualität gelingen kann. Zur Sachkompetenz muß also eine spirituelle Grundausrichtung treten, sonst kommt es zu den Fehlformen des Umsetzens, die dann unausweichlich auch sachlich falsch ausfallen werden und die vielfach das Leben belasten.

4. Versuchungen

4.1 Eine Versuchung: bloß Bedauern / Warnen / Befehlen

Es kann Entwicklungen geben, die aus dem Ruder zu laufen scheinen. Sie können auf dem Gebiet des Glaubensausdrucks im Gottesdienst und in der Verkündigung, oder seiner Reflexion in der Theologie, oder seiner Praxis in der Lebensgestaltung, zu Neuem führen, das unbekannt, vielleicht auch risikoreich ist. Diese Entwicklungen können zudem vielleicht aus Motiven gespeist sein, zu denen man selbst kaum Zugang hat, die man also nicht versteht. Dann ist es wohl ein naheliegendes Bedürfnis, besonders für diejenigen, die ein Amt haben und Verantwortung tragen, in erster Linie ihr Bedauern zu äußern, vor dem, was geschieht, zu warnen und zur Vermeidung des – vermeintlichen oder wirklichen – Übels mit Befehlen zu reagieren. Dies ist für die Verantwortlichen eine naheliegende Versuchung; eine Fehlform ist es gleichwohl. Eine Versuchung ist dies deswegen, weil dieses Verhalten in Umbruchsituationen nicht genug nützt; es mag zwar nicht ganz ohne Nutzen, ja manchmal durchaus notwendig sein. Aber es sieht nicht genug auf die bewegend wirksamen Gründe, und es überzeugt diejenigen, die im Prozeß stehen, nicht genug, und es darf darum nicht die einzige Antwort sein.

4.2 Die zweite Versuchung: vor Entwicklungen kapitulieren

Umgekehrt gibt es nicht selten die Neigung oder vermeintliche soziokulturelle oder naturwissenschaftliche Fakten oder geistige Entwicklungen sehr schnell als unabänderlich und normativ hinzunehmen. Wo ein solches kurz-

schlüssiges Einschwingen in die Zeitsituation praktiziert wird, geschieht nicht aneignende Rezeption, sondern das oft karikierte und in der Tat profillose Hinterherlaufen.

4.3 Die dritte Versuchung: sich von Behauptungen überrollen lassen

Zu der eben genannten Haltung kann es auch kommen, wenn besten Glaubens bestimmte, sich unabänderlich gebende Theorien einfach unbefragt akzeptiert werden. Es gibt beredete Beispiele dafür, wie bestimmte Theorien, oft in einer verabsolutierenden Form, heute das Recht auf Zustimmung beanspruchen. Solche Theorien mögen manchmal ein durchaus beträchtliches Maß von richtigen Anliegen und von teilweise zutreffenden Ansichten im einzelnen enthalten; es ergibt sich daraus noch nicht ohne weiteres jenes Recht auf umfassende und nicht mehr fragende Zustimmung, wie es oft beansprucht wird. In diesem Zusammenhang möchte ich bewußt folgende Beispiele nennen:

- eine *Dependenztheorie*, die *alles* Elend in der Dritten Welt auf Ausbeutung durch die Erste Welt zurückführt;
- eine *Patriarchatstheorie*, die *alle* wirklichen oder vermeintlichen Zurücksetzungen der Frau aufgehoben sähe in einer Hinwendung zu vermeintlich matriarchalen Kulturmustern, in denen, solange sie früher vorherrschend gewesen seien, Frauen ihre heutigen Anliegen verwirklicht gesehen hätten.
- die Theorie, daß die sogenannte *bürgerliche Gesellschaft nur von materiellen Wertsetzungen geprägt* ist.
- die Auffassung, das *Konsumismus und Hedonismus* die *alleinigen* Gründe für die Distanzierung von der Kirche und ihrer Morallehre seien und daß diese Fehlhaltungen zusammen mit einem *angeblichen Mangel an Sündenbewußtsein* die *einzigsten* Gründe für den dramatischen Rückgang der Einzelbeichte seien.

5. Sackgassen

Es gibt zwei typische, häufig gebrauchte Formeln, die ich beide als Sackgassen ansehe, weil sie der Kompliziertheit der Wirklichkeit, wie sie gerade unsere Epoche kennzeichnet, nicht gerecht werden und weil sie darum auch nicht zu brauchbaren praktischen Schritten anleiten *können*.

5.1 Ein erster Trugschluß: man muß sich anpassen

Ich meine damit zunächst den Satz: „Wir brauchen das *Aggiornamento*, den Ansatz des Konzils. Schließlich muß man mit der Zeit gehen“. Jede biblisch angesetzte Theologie des irdischen Geschehens, also der „Welt“, wird eindeu-

tig einen durchgehenden Optimismus in bezug auf die Gegenwart als unhaltbar erscheinen lassen, und das Prinzip einer sozusagen bedingungslosen Anpassung wäre auch ein Mißverständnis des konziliaren Reformimpulses.

Wer vor derlei Mißverständnis warnt, sollte allerdings dabei drei Folgerungen *nicht* ziehen. Zum einen folgt aus der Bibel als Ganzer nicht, daß Weltfeindlichkeit oder Weltflucht die christliche Antwort sei; es folgt aus ihr zweitens auch nicht, daß man Gott jeweils dann mehr liebt, wenn man die Menschen weniger liebt; und es folgt daraus drittens nicht, daß die tief ambivalente und auch bedrohliche Welt im theologisch-johanneischen Sinn nur außerhalb der Kirche, nicht aber in ihr sei.

5.2 Ein zweiter Trugschluß: man darf sich nicht anpassen

Aufgegeben bleibt also auch die bewußte Einübung in ein christliches Alternativ-Sein. Wie dieses sich konkret darstellt und woran es sich übt, das muß im einzelnen dann der geistlichen Unterscheidungsgabe überlassen bleiben. In diesem Sinne gilt das Pauluswort, daß Christen sich nicht gleichförmig machen sollen – die Frage ist nur, wem oder was genau sie sich nicht angleichen sollen; die geläufig-unkritische Formel „dieser Welt“ ist jedenfalls nicht textgenau.⁷ Im übrigen wirft es ein Licht auf die Grenzen und Mühen solcher Auseinandersetzungen, daß gerade das Pauluswort Röm 12,1–2 sowohl weltflüchtig als auch reformistisch „brauchbar“, eben: mißbrauchbar ist.⁸

5.3 Die irreführende Rede vom Zeitgeist

Hier sei ausdrücklich vermerkt, daß ich die Rede von *dem* Zeitgeist, mit dem zu gehen geboten sei, oder dem zu widerstehen sei, für im Kern ungeeignet halte, wenn sie auch gerade in kirchlichen Kreisen sehr beliebt ist.

- *Zum ersten ist die Rede von dem einen Zeitgeist* in unseren komplexen und pluralistischen Weltsituationen *analytisch so ungenau*, daß sie als Hilfe zu einer Zeitdiagnose völlig ungeeignet ist.
- *Zum zweiten ist diese Rede ekklesiologisch irreführend, ja theologisch falsch*, denn sie erweckt den Anschein, als ob das, was biblisch im negativen Sinn diese Welt oder diese Zeit meint, sich lediglich außerhalb der Kir-

7 Das Konzil umschreibt in GS 37 exegetisch präzise, es handle sich hier um den Bereich des Egoismus und der Sünde, nicht also um „Welt“ im empirischen oder zeitgeschichtlichen Sinn; bei dem von Paulus angesprochenen Äon handelt es sich tatsächlich um „diesen Äon“, das heißt den Grundzustand des Unerlöstseins, den Christen bereits überwunden haben, weswegen sie sich ihm nicht gleichförmig machen sollen...

8 Der Aufforderung zur vermeintlichen Weltflucht steht der Ruf gegenüber: „Wandelt euch durch ein neues Denken!“ Er ist allerdings keine Einladung zum Aggiornamento, wie er öfter mißverstanden wurde, sondern die Aufforderung, als Erlöste in der neuen Daseinsweise zu leben.

che befände und von dieser aus einer sicheren Distanz mit wissendem Blick diagnostiziert werden könne; ein ehrlicher Blick in die Kirchengeschichte müßte eigentlich anderes lehren. Auch eine konziliare Ekklesiologie von der Kirche der Sünder bestätigt den Blick auf die Tatsachen.

- *Zum dritten macht diese Rede unsolidarisch*, denn sie wirft einen Trennungsgraben auf zwischen denen, die dem Zeitgeist verfallen seien, ihn entweder nicht entlarven oder sich ihm verschrieben haben und den anderen, die beanspruchen, ihm vom Glauben her erkannt zu haben und die ihm widerstehen. Eine solche Positionsbeschreibung mag gelegentlich teilweise recht haben. Aber so einfach lassen sich weder Fakten noch Menschen etikettieren, und so stimmt diese Position im Ganzen weder empirisch noch theologisch. Sie wird nochmals dadurch verkehrt, daß sie es an der Solidarität mit den Zeitgenossen fehlen läßt, wo doch die Christen nach dem ersten Absatz der Pastoralkonstitution nicht nur Zeit-Genossen der „Menschen von heute“ sind, sondern eben Genossen von Freude und Hoffnung, Angst und Trauer sein müssen.

6. *Eine methodische Aporie*

Es muß noch auf eine gewisse methodische Verlegenheit aufmerksam gemacht werden, die sich dann einstellt, wenn es darum geht, die Tradition, etwa die eigene Ordenstradition, besser kennenzulernen, um sie so überlegt umzusetzen. Denn mit dem besseren Kennenlernen hat es seine kompakten Schwierigkeiten.

6.1 *Die Mühe der Hermeneutik*

Umsetzen von Tradition(en) hat es mit Vergangenen zu tun, das daraufhin geprüft wird, wie es in der Gegenwart fruchtbar gemacht werden kann. Nun kann es natürlich sehr in die Irre führen, Einzelheiten aus der Geschichte herauszulösen, um sie dann zu „applizieren“. Statt vieler Beispiele sei hier der Brief Ignatius von Antiochia an die Kirche von Magnesia genannt (er bildet eines der Lesestücke des Breviers). Die dort vorgetragene Gehorsamsauffassung wird nicht unbedingt dem Gespür heutiger Christen in bezug auf die Art entsprechen, wie heute dem kirchlichen Amt Gehorsam zu leisten wäre. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß eine solche Gehorsamsauffassung durch die Jahrhunderte hin vielfach geläufig wurde und dort, wo sie sich, darin durchaus zeitgeschichtlich aktuell, mit politisch geläufigen Vorstellungen vom Gehorsam der Untertanen verband, geradezu eine Schreckgestalt von Gehorsam hervorbringen konnte.

Aber bei Ignatius von Antiochia war eben eine andere Situation gegeben als für uns Heutige am Ende einer Obrigkeitsepoche und in einer pluralen Ge-

sellschaft, die mit zentralen Kommando- und Autoritätsstrukturen gerade nicht funktionieren kann.

Damals war die Kirche jung, in Gärung, auf der Suche nach Strukturen und hatte Gehorsamsbedarf. Heute wird überdies der Anspruch auf Gehorsam in der Kirche angesichts einer kaum noch durchschaubaren, mit religiösen Argumenten überhöhten Bürokratisierung der Kirche für Menschen zum Problem, die in ihrem gesellschaftlichen Leben auch ein Mißtrauen gegenüber großen Institutionen haben, die andererseits den Sinn für Würde, aber auch für unübertragbare Verantwortung verbinden mit einer Suche nach neuen (und dann vielleicht durchaus auch bewährten) Formen von Treue und Gehorsam. *Jetzt* kann man *hier* die Aussagen des Ignatius, wo sie denn begegnen (z. B. als Brevierlesung) nur als Impuls durch umfassendes Umsetzen fruchtbar machen, nämlich als dringende Einladung, allgemein und in Konflikten in der Gemeinde den rechten, von Eigenbehauptung und Selbstgerechtigkeit freien, zum Dienst bereiten Weg zu suchen und dies nicht von der Person des Amtsträgers abhängig zu machen. Dieses kann aber nur unter Würdigung der jeweiligen Text- und Hörsituation gelingen. Man muß die Zusammenhänge mitnehmen; sonst wird ein solcher Text entweder als autoritär beiseite gelegt oder zur Forderung nach autoritärem Verhalten gebraucht – in beiden Fällen würde er für uns bedeutungslos.⁹

6.2 Das Dilemma der genügenden Erkenntnisse

Es geht also schon bei der Kenntnis der Tradition und um ihrer Umsetzung willen um eine möglichst umsichtige Aufnahme der Tradition. Aber hier steckt ein praktisches Problem. Abgesehen davon, daß es bis in die jüngste Zeit hinein in Orden die Tendenz gab, obrigkeitlich und per Dekret nicht nur zu entscheiden, was aus der Ordensgeschichte veröffentlicht werden sollte und was nicht, sondern sogar, was erforscht werden sollte und wie die Ergebnisse aussehen sollten: selbst wo solche Manipulation nicht gegeben ist, ist nun einmal nicht alles Wichtige ausschöpfbar und wißbar.

Vielleicht bleiben mögliche Hilfen und Anregungen aus der Tradition ohne Frucht, weil sie im entscheidenden Augenblick unbekannt waren. Gewiß haben es Gemeinschaften bei der Erforschung ihrer Wurzeln und ihrer möglicherweise produktiven Erinnerungen leichter. Doch somit stellt sich ein echtes Dilemma, das nicht ein für allemal auflösbar ist.

⁹ Ich will damit freilich nicht behaupten, eine so umsichtige und mühsame Auseinandersetzung sei in bezug auf jede Stimme aus der Tradition aufgegeben. Manches Traditionelle darf man wirklich getrost beiseite legen. Aber es ist nicht ohne Nutzen, Traditionszeugnisse, *wenn sie eben begegnen*, hermeneutisch zu befragen, bevor man sie vielleicht, wo es sich um weniger Bedeutendes handelt, doch ad acta legt, und natürlich gibt es Fälle, wo Veraltetes, Hinderliches *entschieden* verabschiedet werden muß. Es geht also nicht darum, ein bißchen entschieden oder gemäßigt radikal zu sein, sondern um eine Entschiedenheit, die umsichtig überlegt, dann aber konsequent das Erkannte in die reformierende Tat umsetzt.

7. In der eigenen Tradition stehen und ihre Grenze akzeptieren

7.1 Die christliche Tradition ist nicht mehr die einzige, die wahrgenommen wird

Es ist nun noch auf eine Erfahrung einzugehen, die immer häufiger wird und die bei Christen nicht selten Unbehagen schafft, wenn sie nicht Verdrängungen auslöst. Ich meine damit die Erfahrung, daß nichtchristliche Religionen nicht mehr bloß Bestandteil von Buchwissen sind, sondern zum gelebten Alltag gehören. Die manchmal etwas geschmäcklerischen Übernahmen von Elementen östlicher Religiosität, die ins Land kommenden Asylanten, die zahlreich gewordenen Fernreisen und besonders die vielen muslimischen Gastarbeiter haben dieser Erfahrung Nachdruck verliehen.

Das dürfte eine Veränderung im Empfinden vieler Menschen, auch vieler Christen, mit sich gebracht haben. Nicht wenige Christen erleben nicht mehr fraglos und spontan alles, was die Geschichte berichtet und was sich in der Welt heute beobachten läßt, aus dem Blickwinkel der christlichen Überlieferung. Abgesehen von dem Ungestüm, mit dem eine Öffnung auf ökumenisches Empfinden hin Platz gegriffen hat, läßt sich der *gefühlsmäßige* Bezugsrahmen, der die Einstellung zur eigenen Tradition und die Bereitschaft, diese umzusetzen, stark mitbestimmt, vielleicht so beschreiben, daß er sich zum früheren, einfachhin katholischen Lebensgefühl ähnlich verhält wie das Bewußtsein eines Religionswissenschaftlers zu dem eines Theologen...

7.2 Es lohnt, neue Erfahrungen zu integrieren

In dieser Situation können nunmehr außerchristliche, religiöse Traditionselemente begegnen, deren Anverwandlung sinnvoll erscheint. Dies gilt etwa von Erfahrungen des Heiligen, die von Christen im außerchristlichen Raum gemacht werden können. Dabei meine ich diese hier nicht als Gegensatz zur Glaubenserfahrung, auch nicht als mit ihr identisch. Ich meine damit eine Erfahrung, die sich zusammen mit der Glaubenserfahrung und mit einer dritten Ur-Erfahrung, der des Heilenden, an konkreten Ereignissen „entzünden“ kann. Es geht also um eine Art, ein *Letztes zu erfahren, das dem Christen innerhalb und außerhalb seiner eigenen Tradition begegnen kann.*¹⁰

10 Anregungen zu diesem Abschnitt gaben eigene Erfahrungen, etwa zwei gleichermaßen dichte Sakralerfahrungen, eine bei einer Puja (Segenshandlung) im hinduistischen Bull Temple von Bangalore, die andere bei einer wöchentlich stattfindenden Novene zu Maria mit Zehntausenden von versunkenen Betern in Manila – dabei führte die zweite Erfahrung in die personale Glaubensdimension, während die Hinduliturgie für mich irgendwie an einer Schwelle stehenblieb. Die unmittelbare Anregung zu dem Abschnitt, ohne den man unser Thema wohl nicht mehr abhandeln darf, verdanke ich dem Buch von Harvey Cox, *Göttliche Spiele. Meine Erfahrungen mit den Religionen*, Freiburg 1989.

7.3 Die „neue“ Aufgabe

Es stellt sich somit *bei der Umsetzung des erlebt Tradierten in seiner Gänze* zugleich die Aufgabe, *die Begrenztheit der eigenen Tradition mit zu verarbeiten*. Wo dies nicht gelingt, wird es entweder zu einer sektenhaft anmutenden Verengung des Christlichen, damit aber zu einem „Gegenzeugnis“ gegen den Glauben kommen oder zu einer scheinbaren Offenheit, die doch nur profilloser Relativismus wäre.

Eine entscheidende Hilfe bei dieser – neuen – Aufgabe der Aneignung des Ererbten wird es dann sein, *Tradition als Vermittlung zu einer personalen Christusbeziehung zu sehen und sie so, auf den durch sie Vermittelten Christus hin zu relativieren*.

„An sich“ kann ja das Verhältnis zwischen Jesu Person und der ihn vermittelnden Tradition – einmal abgesehen von der unaufgebbaren Unmittelbarkeit, die in der biblischen Lehre vom Geist gegeben ist, der jedem Christusjünger verliehen ist – auf zweifache Weise gesehen werden:

- *entweder* kann Jesus als ein, wenn auch der wichtigste, Inhalt einer als Ganzes erlebten Tradition gesehen werden, auf die es als Ganzes ankommt;
- oder Tradition kann als dasjenige erlebt werden, was der personalen Beziehung zu ihm Hilfe und Brücke bietet, indem sie diese Beziehung über Raum und Zeit hin mit ermöglicht, dabei aber nie Selbstzweck wird.

Nur dort, wo christliche Tradition in der zuletzt beschriebenen Weise relativ, d. h. um der Beziehung willen gesehen wird, werden es Christen dann auch aushalten, daß es außerhalb der eigenen Tradition Wegweisungen und Erfahrungen gibt, die genau so ernst genommen werden können wie das christliche Eigengut, ohne daß damit das eigene Stehen in der christlichen Tradition, das heißt eben primär, in der Christusbeziehung gemindert würde.

7.4 Verschiedene Traditionen bedingen eine zunehmende Individualisierung der persönlichen Glaubensgestalt

Ein Weiteres ist zu bedenken: das häufige Erleben „anderer Traditionen“ kann, verbunden mit einem Auswahlverhalten, wie es im Alltag in einer pluralen und komplexen Gesellschaft immer wieder lebenserforderlich ist, zu der Neigung führen, sich eine Art religiöses Patchwork zu fertigen, in dem sich außerchristliche Elemente zu einem auch innerkatholischen Miteinander hinzugesellen, das verschiedenste Impulse, Methoden, Ansätze und Traditionen aus der katholischen Tradition zusammenbringt und sich im Ganzen für durchaus katholisch hält. Solche Tendenzen sind soziokulturell verständlich und sollten auch nicht global als Subjektivismus und Individualismus abgetan

werden. Jeder hat schließlich seine „persönliche“ Spiritualität, wie er seine persönliche Eigenart und seine Individualität hat, es geht gar nicht anders.

Dennoch ist all das auch nicht ohne Gefahren, denn ein Subjektivismus, in dem das, was ein Mensch glaubt und dem er sich religiös vertrauend-anbetend ausliefert, nur noch das Spiegelbild seiner eigenen Persönlichkeit wäre, erledigt sich von selbst. Hinzu kommt die Frage nach dem dann noch möglichen Miteinander in einer Glaubensgemeinschaft, wie sie dem christlichen Glauben wesentlich ist.

Auf diese Zusammenhänge hat K. Nientiedt sehr zutreffend aufmerksam gemacht: „Es kann immer weniger vorausgesetzt werden, daß verstanden wird, was es heißt, in einer Tradition von Glaubenden zu stehen, eine kirchliche Gemeinschaft zu bilden... Gerade dieser Punkt wird für die katholische Kirche besonders schwierig. Einerseits weist sie weiterhin *Defizite* im Umgang mit den legitimen Bedürfnissen des Individuums nach Freiheit auf, andererseits muß sie latenten *Überforderungen des Subjekts* entgegenwirken, ohne daß ihr dies als Ausdruck ihres bis heute problematischen Verhältnisses zum autonomen Subjekt ausgelegt wird.“¹¹

8. Eine Hilfe zur Orientierung: umfassendes Hören

8.1 Hinhören auf das eigene geistliche Gespür

Die Tradition kennt einige Kategorien, die alle in die gleiche Richtung gehen: es gibt neben einer durch Überlegung gewonnenen Erkenntnis des Gesollten auch ein Gespür, gleichsam einen geistlich begründeten Tastsinn, der das Richtige finden hilft. Bereits die Schrift spricht vom Unterscheiden der „Geister, ob sie aus Gott sind“ (1 Jo 4,1), vor allem aber vom „*dokimazein*“. Damit ist die in Liebe gründende (Phil 1,9) und durch Gebet von Paulus geförderte Erkenntnis dessen gemeint, was im konkreten Leben, das als Ganzes ein Gottesdienst ist, das Rechte und Angemessene ist (Röm 12,1f.). Trotz dämonologisch und volkstümlich eingefärbter Vergrößerungen des Gedankens von der Unterscheidung der Geister zeigt uns die spätere geistliche Geschichte am Leben und Wirken einiger Heiliger die Berechtigung solcher geistlicher Intuitionen.

So gibt es die Verhörprotokolle zweier jugendlicher Heiliger, denen von ihrer Umgebung eingeredet werden sollte, daß sie doch ihre starrsinnig festgehaltenen Ideen aufgeben sollten. Jeanne d'Arc und Bernadette Soubirous ähneln sich über den zeitlichen Abstand hinweg auf verblüffende – und menschlich

11 K. Nientiedt, Religion zum Wohlfühlen?: HK 44 [90] 97–99, hier 99, Hervorhebungen von N.

erfrischende – Weise. So hat Teresa von Avilla zwar – gegen allen frommen Subjektivismus – theologisch kompetente Berater gesucht, vertraute aber in manchen Fällen ihrem eigenen Gespür auch gegen deren Meinung. Ignatius von Loyola entwickelt in den zunächst ohne theologische „Fachkenntnis“ allein konzipierten Exerzitien geradezu eine Methode persönlich verantworteter Entscheidungsfindung.¹² Thérèse von Lisieux schließlich kam auf vergleichsweise selbständige Art zu ihrem befreienden „kleinen Weg“. Das Tagesgebet der Liturgie an ihrem Fest spielt sogar auf diese Selbständigkeit an. Offensichtlich gibt es das geistliche Recht, auf die eigenen Intuitionen zu hören, weil sich darin zeigen kann, daß der geisterfüllte Mensch, wie Paulus meint, „alles beurteilt“ (1 Kor 2,15).

8.2 Auf andere hören

Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß in heutigem menschlichem Suchen der Mut zum Handeln auf eigene Verantwortung und auf eigenes Risiko als eine Last, aber auch als Adelsprädikat des freien und reifen Menschen empfunden wird. Das Aufgeben des eigenen Willens an eine – dann auch praktisch als unfehlbar gedachte – disziplinäre Autorität kann keine heute verstehbare Konzeption von Gehorsam sein, und sie braucht dies, biblisch und theologisch gesehen, auch nicht zu sein.¹³

Wenn und nachdem dies sichergestellt ist, muß aber auch jene andere Seite der Tradition gesehen und betont werden, die immer wieder den Rat Anderer, sachlich Kompetenter oder geistlich Erfahrener, als das polare Gegenüber zum eigenen Urteil und zum Handeln auf eigenes Risiko hin gesehen hat. Es geht dabei also um das Hören auf die Wissenden, die Erfahrenen, die Leitenden.

Es gilt, zunächst das *Wissen der Wissenden ernst zu nehmen* und auf sie zu hören. Dies ist streng genommen, keine Minderung der Echtheit des eigenen Entscheidungsprozesses, sondern dasjenige, was ihn erst eigentlich sinnvoll macht und ihn vor inhaltlicher Blindheit bewahrt.

12 Die bekannt-berühmte zwölfte Regel über das „verdadero sentir en la Iglesia“, die anweist, gegen die eigene Übersetzung das Schwarze für weiß und das Weiße für schwarz zu halten, bildet zum genannten Ethos einer Eigenverantwortung ein spannungsvolles Gegenüber. Beide Prinzipien, das der eigenen Wahl und das letztgenannte, lassen sich wohl nur im aufeinander bezogenen Miteinander fruchtbar für uns umsetzen.

13 In ntl. Sicht ist es die von der eigenen Würde absehende (Phil 2,5–9) Bereitschaft Jesu zum befreiend-liebenden Dienst an den Jüngern (vgl. u. a. Lk 22,27) und an den Geringsten, welche die Basis für den Gehorsam bildet, nicht nur eine irgendwie vorgenommene Verzichtleistung auf Dimensionen der eigenen Person, die einer Selbstentmündigung gleichkämen.

Ähnliches gilt von der Ebene der geistlichen Echtheit und Wohlberatenheit, also der inneren Flexibilität des Hinhörens auf den Geist und des Nicht-Hinhörens auf unechte oder weniger wertvolle Motivationen. Hier ist das *Hinhorchen auf das Wort erfahrener Menschen* wichtig; das ratende Wort geistlicher Begleiter oder guter Freunde, die durch Erfahrung ausgewiesen sind, wird so ebenfalls zu einem Schritt in Richtung der Freisetzung von Eigenverantwortung. Dabei werden wir wohl den Begriff der Erfahrung auch auf „bloß menschliche Erfahrung“ und alltägliche Lebensklugheit ausweiten dürfen, ihn also nicht nur auf den Kreis der „geistlich Erfahrenen“ beschränken, obwohl deren Rat im Ganzen nicht fehlen dürfte.

Schließlich wird sich das Finden des Gotteswillens auch nähren von einer auf die Anliegen der jeweiligen Gemeinschaft bezogenen Offenheit und Verfügbarkeit, wie sie sich – auch! – im gehorsamen *Hören auf diejenigen* zeigt, *welche die Leitung haben*. An alten, der Überwindung bedürftigen und gelegentlich wieder repristinieren Äußerungen eines außengeleiteten Gehorsams ist nicht falsch, daß es Gehorsam und die Bereitschaft dazu braucht und daß man christlich gemeinsam nicht leben kann in einer Art ständiger kollektiver Spontanentscheidungen oder in einer Art umgesetztem Wirtschaftsliberalismus, der da meint, der jeweilige Eigennutz sei auch der beste Beitrag zum Gemeinwohl. Falsch ist an solchen Auffassungen von einem außengeleiteten Gehorsam, daß diese nur *einen* Aspekt des Gehorsams kennen, also selbst den mühsamen Kompromiß von PC 14 bereits wieder aufgegeben haben, wo von mitverantwortlichem und mitplanendem Gehorsam gesprochen worden war; daß sie zudem die heutige Mentalität völlig falsch einschätzen, denn diese vermag sich nur noch in ihren direkt reaktionären Sektoren für eine solche Gehorsamsauffassung zu begeistern.

Trotz alledem sollte aber kein Zweifel daran gelassen werden: beim Suchen nach der rechten Umsetzung von Traditionen gilt es, auf die Leitenden zu hören – nur ist hier dann auch anzumerken, daß diese in heutigen Orden nicht nur die einzelnen Oberen und die Religiosenkongregation sind, sondern daß dazu auch beratende, entscheidende und gesetzgebende Gremien wie Räte und Kapitel zählen.

8.3 *Den menschlich gesunden Sinn für Zusammenhänge pflegen*

Bei alledem gilt es, den menschlich gesunden Sinn für Zusammenhänge zu pflegen. Ohne solch menschlich gesundes Gespür versagen, wie tausend Erfahrungen lehren, alle guten Regelvorschriften, alle vernünftigen Befehle, erst recht alle Theorien über Epikie, Klugheitsregeln oder auch Überlegungen wie die hier versuchten.

Das aber zieht eine wichtige Folgerung nach sich: es geht bei dem Bemühen, Christen in ihrer Kirche, Ordensleute in ihrer Gemeinschaft zum rechten Umgang mit der Tradition befähigen zu helfen, nicht nur darum, den geistlich guten Willen zu stärken. Es geht ebenso darum, menschlich gesundes Emp-

finden und psychisch möglichst gesundes Reagieren als Voraussetzung und Bestandteil solchen Umsetzens zu erkennen und zu fördern. Es geht nicht nur um die Parole: „Ihr Christen, seid gläubig und fromm“, sondern, an die gleichen Menschen gerichtet, um die Ermunterung, „Leute laßt uns vernünftig sein“ oder gar, so profan das klingt, „Laßt uns Mensch sein“ ...

8.4 Auf Gott im Gebet hören

Jetzt, und bewußt erst jetzt, soll von jener Dimension der Ausweitung des Bewußtseins gesprochen werden, welche die Höhe und Breite des Suchens und Aneignens von Erfahrungen und Traditionen ins Unendliche wachsen läßt in der ausdrücklichen, vertrauenden, lobenden, fragenden und bittenden Begegnung mit dem rufenden Gott. Erst jetzt soll das Gebet genannt werden. Vielfach würde es wahrscheinlich von Christen, die über unser Thema nachdenken, als erstes empfohlen. Es bestünde dann aber die Gefahr, die übrigen Dimensionen nur als Anhängsel des Betens zu sehen, was irrig wäre. Denn das Gebet kann jene Bemühungen und Dimensionen nicht ersetzen. Um es deutlicher zu sagen: wo andere Dimensionen wie das Sich-Informieren, das Hören auf Andere übersprungen würden, erwiese sich unter Umständen das Gebet eben darum seinerseits als ohnmächtig.¹⁴

Aber ebenso deutlich muß am Ende gesagt werden, daß alle Versuche, Traditionen umzusetzen, ohne jenes Getragensein und Umfaßtsein vom Gebet nur tönende Schelle und klingendes Blech wären wie eben alles selbstmächtige menschliche Beginnen und Mühen auch. Hier bleibt als letztes Wort die Weisheit der Oration „*Actiones nostras, quaesumus*“ des Römischen Meßbuches.¹⁵ Der Christ wird, so er sein Christsein begriffen hat, immer wissen, daß er all sein Mühen, Gelingen und Mißlingen mit all seinem Leben aus den Händen des liebenden Gottes empfängt und in sie allezeit zurücklegen darf;¹⁶ daß all sein Mühen von Gott seinen Ausgang nimmt, von ihm begleitet und in ihm vollendet werden muß, und daß dies etwas ist, worum gebetet werden muß. Das gilt auch von dem Versuch, Traditionen auf lebensförderliche Weise umzusetzen.

14 Ein eindrucksvolles, weil menschlich authentisches und gläubiges Zeugnis bietet die Selbstbiographie des seinerzeit sehr bekannten religiösen Chansonniers Aimé Duval sj: Warum war die Nacht so lang? Wie ich vom Alkohol loskam, Freiburg 1988³. Dieser berichtet, daß sich sein Gebet solange als hilflos erwies, als er noch nicht die tragende Erfahrung in einer Selbsthilfegruppe gemacht hatte.

15 Donnerstag nach Aschermittwoch; im deutschen Meßbuch auch am Montag der ersten Woche der Tagesgebete zur Auswahl.

16 Das Bruderklausengebet ist hierfür ein ebenso treffendes wie einfaches Zeugnis: „Mein Herr und mein Gott, gib alles mir, was mich führet zu dir. Mein Herr und mein Gott, nimm alles mir, was mich hindert zu dir. Mein Herr und mein Gott, nimm mich mir und gib mich dir.“